

Die Erfindung der Industriestadt

Historische Postkarten Nicht nur die Fabriken, sondern auch die Selbstdarstellung machten Winterthur zur Industriestadt. Die Historikerin Laura Fasol zeigt in ihrer Dissertation, wie die Stadt diese Identität um die Jahrhundertwende gezielt konstruierte.



Die rauchenden Schornsteine von Winterthur in der Nacht. Um die Jahrhundertwende herum versandte Postkarte aus der Serie des Winterthurer Lithografen Heinrich Schlumpf, die verschiedene Städte bei Mondschein zeigt. Fotos: Bildarchiv Stadtbibliothek

Miguel Garcia

«In das Landschaftsbild hinein drängen sich etwas präventios als Wahrzeichen der Industriestadt, aber ohne Schaden für den Gesamteindruck, die zahlreichen Hochkamine der industriellen Etablissements», konnte man zu Beginn des 20. Jahrhunderts im «Geografischen Lexikon der Schweiz» lesen. Wie rauchende Fabriksschote zum Wahrzeichen der Stadt werden konnten, zeigt die Historikerin Laura Fasol in ihrer Dissertation, die kürzlich unter dem Titel «Stadtgestalt und Stadtgesellschaft» erschien. Darin vergleicht sie anhand von Postkarten und anderen Publikationen, wie verschiedene Städte um 1900 ihre Identität konstruierten.

Noch keine Kunst und Kultur

Besonders auf den Postkarten lässt sich gut nachvollziehen, wie der «Wald rauchender Kamine» – so eine gängige Beschreibung Winterthurs – Teil der Stadtkonografie wurde. Auf vorindustriellen Stichen dominierte die traditionelle Ansicht vom Heiligberg. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann mit der zunehmenden Industrialisierung die Perspektive vom Bäumli an Beliebtheit. Denn darauf liessen sich sowohl der historische Stadtkern als auch das neue Industriequartier im Tössfeld abbilden. Der Rauch der Fabriken wurde dabei nicht negativ ge-

wertet, sondern als Zeichen des Fortschritts inszeniert. Industrie und Natur galten nicht als Gegensätze, sondern als harmonisches Zusammenspiel.

Dass Winterthurs Identität als Industriestadt weniger selbstverständlich war, als das heute erscheint, zeigt Fasol durch einen Vergleich mit Dresden. Die kursächsische Residenzstadt definierte sich trotz ihres hohen Industrialisierungsgrades in erster Linie über Kunst und Kultur und blendete die Fabriken geradezu aus. Diese Möglichkeit blieb Winterthur verwehrt: Die grossen Kunstsammlungen existierten noch nicht, und an kulturhistorischen Sehenswürdigkeiten hatte man nebst dem Stadthaus kaum etwas zu bieten. Dass hier die Industrie beschönigt und verherrlicht wurde, könnte also einem Mangel an Alternativen geschuldet sein.

Vergebliche Kritik an Lärm und Gestank

Das idyllische Selbstbild, das in den zeitgenössischen Publikationen zum Ausdruck kam, war keinesfalls unumstritten. Das Ringen um die Stadtidentität illustriert Fasol mit einer Anekdote. 1895 stellte Theodor Reinhart-Volkart, Vater von Oskar Reinhart, eine Anfrage im Gemeinderat, in der er beklagte, die Bevölkerung würde durch den Rauch und den Lärm der Fabriken belästigt.

Die Antwort des Polizeivorstehers Müller ist symptoma-

tisch: Er vertrat die Ansicht, dass die Geräusch- und Geruchsemissionen «bis zu einem gewissen Grad in einer Fabrikstadt eben doch ertragen werden müssen». An die Fabrikpfeifen, über die sich Reinhart unter anderem beschwerte, gewöhne man sich so sehr, argumentierte Müller, «dass sie geradeso wie das Anschlagen der Uhren und Glocken als Zeitanzeiger angesehen werden». Obwohl Reinhart insistierte, dass etwas dagegen getan würde, folgte der Gesamtstadtrat dem Polizeiamtmannt und verwies auf die Eigenverantwortung der Firmenbesitzer.

Von der Industrie zur Kulturstadt

So wurden die Signalpfeifen als Taktgeber des modernen Lebensrhythmus allmählich akzeptiert, die negativen Seiten der «Stadt der Arbeit» hingegen ausgeblendet. Fasol belegt, dass typische Probleme der Industrialisierungszeit wie unhygienische und beengte Wohnverhältnisse der Arbeiterschaft in Winterthur durchaus auch existierten. Allerdings grenzte man sich bewusst davon ab und verwies auf das Gartenstadtdideal mit Häuschen und Nutzgärten, welches als Gegenmodell zu den verruchten Mietskasernen propagiert wurde. Die Fabrikarbeiter selbst tauchen in der bürgerlich geprägten Selbstdarstellung nur am Rande und in stark idealisierter Gestalt auf. Dies obwohl sie in den politischen Diskussionen sehr prä-

sent waren, etwa bei der Eingemeindung der von der Arbeiterschaft dominierten Vororte Töss und Veltheim.

Dass die Idealvorstellungen die städtebauliche Praxis konkret beeinflussten, zeigt Alexander Isler, eine Schlüsselfigur in Fasols Arbeit. Der Lehrer und Lokalhistoriker war als Autor oder Herausgeber an verschiedenen Publikationen über Winterthur beteiligt. 1897 wurde er in den Stadtrat gewählt und stand während 22 Jahren dem Baudepartement vor. 1909 wurden unter sei-

ner Federführung die «Vorschriften über die Bebauung der äusseren Quartiere», eine der ersten Zonenordnungen der Schweiz, erlassen.

Diese begrenzten Geschosshöhe und Zeilenlänge, um die Durchgrünung der Quartiere zu fördern und Grossüberbauungen zu verhindern. 1910 war Isler ausserdem Mitbegründer der «Genossenschaft Gartenstadt», welche eine Modellüberbauung am Brühlberg realisierte. Dass es ihm nicht gelang, seine Planung auf die Vororte auszuweiten, er-

klärt Fasol damit, dass die grossen Arbeiterquartiere seinem Bild der Stadt widersprachen. So habe er dazu beigetragen, die «unsichtbaren Stadtmauern» aufrechtzuerhalten.

Die Darstellung Fasols endet mit dem Ersten Weltkrieg. Das Selbstverständnis der arbeitssamen und naturnahen Industriestadt hielt sich jedoch bis in die späten 80er-Jahre, als es durch den Niedergang der Industrie und die Jugendbewegung infrage gestellt und durch das Bild der Kulturstadt abgelöst wurde.



Qualmende Kamine und Dampflokomotiven in Winterthur. Die Postkarte zeigt den Blick vom Bäumli gegen den Brühlberg um circa 1905. Foto: Bildarchiv Stadtbibliothek